Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 173 (1900)

Artikel: Jung gefreit : eine Dorfgeschichte
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656053

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jung gefreit.

Eine Dorfgeſchichte.

(Nachdruck verboten.)

Niemand wird beſtreiten, daß „Jung gefreit hat niemand gereut“ ein altes Sprichwort iſt. Es iſt aber eins von denen, die man zweimal anſehen muß, und, ehrlich geſprochen, die Erzählerin dieſer Geſchichte weiß aus vielfacher Beobachtung gar manchen Fall, wo das allzufrühe und unbedachte Freien viel Reue nach ſich gezogen hat.

Selbſt die ſonſt ſo ſorgloſen Vögelein bauen doch ein Neſt, ehe ſie ihre Eier legen; und der mit Vernunft begabte Menſch ſollte weniger vorſorglich ſein?

Es wird oft entgegnet, wenn man gegen das leichtſinnige Eingehen der Ehen in den untern Volksklaſſen eifert — wo's am meiſten vorkommt — man wolle den Armen auch alles verbieten. Aber da darf man mit Wahrheit ſagen, daß gerade die äußerlich beſſer Geſtellten ſich mehr beſinnen, ob ſie es auch haben, hinauszuführen, als ſie. Ehe einer eine fixe Anſtellung hat, oder ſein Geſchäft auf eine Stufe gebracht hat, wo es nicht nur ſeinen Mann, ſondern auch Frau und Kinder ernährt, heiratet er gar nicht. Ja, wir könnten Beiſpiele anführen von uns gar wohl bekannten Perſonen, wo die Braut 10—11 Jahre hat geduldig warten müſſen, bis ſie endlich das Myrtenkränzlein in allen Ehren in ihre Locken flechten durfte. Dafür hat ſie dann aber auch mit den Früchten ihres Fleißes in den Wartejahren ihr Haus gar hübſch und wohnlich einrichten können und iſt überhaupt einer nach menſchlicher Berechnung ſorgenfreien Exiſtenz entgegengegangen.

Bei den ärmern Volksklaſſen herrſcht in dieſer Beziehung oft etwas zu viel Leichtſinn. Es werden viele Ehen eingegangen, wo hinten und vorne nichts iſt, weder bei dem einen noch bei dem andern, und zwar manchmal ſchon in ganz jungen Jahren, wo man ganz gut noch ein paar Jahre warten und ſparen könnte, bis man wenigſtens das Allernötigſte, was zu einem Hausweſen gehört, beiſammen hätte.

Das Gemälde aus dem Leben, das wir hier bieten wollen, hat ſich der Erzählerin aus mehr als einem Grunde bleibend ins Gedächtnis geprägt.

„Bitti, Schaggi, nimm mi au! bitti, Schaggi, nimm mi au!“ tönte es an einem ſchönen Sommerſonntagabende durch die Gaſſen eines größern Dorfes der Oſtſchweiz.

Es war ein junger, kaum 18jähriger Burſche, der, halb ärgerlich, halb gerührt, der Verfolgung eines ebenſo jungen Mädchens entfliehen wollte, das ihm weinend nachlief und, ſich vor lauter Jammer um allfällige Zuhörer abſolut nicht kümmernd, ihm ſein klägliches: „Bitti, Schaggi, nimm mi au!“ zurief.

Und „Miau, miau!“ krähten die Dorfbuben hinter dem Mädchen her.

„Du weißt ja, daß ich nichts habe, und du haſt auch nichts; da können wir doch nicht heiraten!“ ſagte der Schaggi.

Aber Gretli war ein zweiter Cato; es wiederholte immer nur dieſelben Worte, und die machten zuletzt Eindruck: „Bitti, Schaggi, nimm mi au!“

Und der Schaggi nahm das Gretli, wie die Römer Karthago nahmen auf Catos unausgeſetztes Auffordern hin.

Der Schaggi hatte eben ſchon ſeit längerer Zeit eine Bekanntſchaft angeknüpft mit Gretli, hatte es aber jetzt aufgeben wollen, da ihm jemand den Verſtand gemacht hatte, er ſolle doch nicht ans Heiraten denken, bis er wenigſtens eigene Schuhe habe. Das war bis jetzt nicht der Fall, ſondern ſein Vater und er beſaßen nur ein gemeinſchaftliches Paar, das allemal der anziehen durfte, der einen Ausgang zu machen hatte, wo's der Anſtand erforderte, daß man in Schuhen erſcheine. Ähnlich beſtellt war es auch mit den übrigen Beſitztümern der zahlreichen Familie, von der der bekannte Volksdichter Stutz auch hätte ſingen und ſagen können:

„Sind euſer nüd mengs,
Nu de Hans und d' Gret,
De Rudi und d' Beth,
De Joggeli und de Heini,
Und denn die ſiebe Chleini“ ꝛc.

Der Schaggi war der älteste Sohn der Familie und durch seinen Verdienst in der Fabrik einer der Haupternährer derselben. Vater und Mutter und alle Geschwister waren daher natürlich gegen die Heirat, und wenn Gretlis Solostimme rief: „Bitti, Schaggi, nimm mi au!" so wehrten sie im Chorus: „Bitti, Schaggi, nimm sie nüd!" Und so genoß er das Glück jenes Hasen, um den zwei Jäger sich zankten, bis sie ihn zuletzt glücklich auseinanderrissen.

Und der Vater, nicht bedenkend, daß er seiner Zeit ganz ebenso jung sich verheiratet hatte, wie es der Sohn jetzt zu thun begehrte, war so grausam, ihm zu sagen: die Schuhe bekomme er allweg nicht, wenn er zum Pfarrer gehen wolle, die Hochzeit anzugeben; er könne seinetwegen barfuß laufen.

Aber die Liebe wußte Rat. „Du kannst meine Pantoffeln anziehen", sagte das Gretli.

Und so geschah es auch; der Schaggi ging in den Pantoffeln seiner Braut zum Pfarrer und gab die Hochzeit an.

Der Herr Pfarrer machte sich so seine Gedanken, aber er sagte diesmal gar nichts. Es war ihm erleidet, leeres Stroh zu dreschen, was er während seiner Amtsführung schon oft gethan und wenig Dank dafür geerntet hatte. Auch wußte er, daß hier doch nichts mehr zu machen war; wenn man hätte wehren wollen, so hätte das früher geschehen müssen. Und so machte er sich ergeben darauf gefaßt, unter die Zahl der unterstützungsbedürftigen Familien eine neue einzureihen. Es hätte deren eigentlich schon mehr als genug gehabt, da es immer eine große Anzahl Leute im Dorfe gegeben, die nach dem Grundsatze lebten:

„Junges Blut, verthu' dein Gut,
Im Alter erhalt' di 's Armegut."

Auf der Hochzeit ging es trotz allem und allem hoch her, nicht wie beim Nachbarn, dem häuslichen Weberhans. Der hatte, ehe er ans Heiraten nur gedacht, zuerst des Vaters Schulden abbezahlt und dann eine kleine Mietswohnung mit dem nötigsten Hausrat versehen; und seine mit dem gleichen Sparsinn begabte Erwählte brachte nebst einer soliden Ausrüstung ein Sparbüchlein ins neue Heim, in dem zwar keine goldenen Berge, aber doch ein paar Hundert Franken standen. Aber trotz dieses bescheidenen Wohlstandes hatten sie an ihrem Hochzeitstage es gar einfach gehalten. Sie waren nach der Trauung miteinander gar friedlich und vergnügt zu Fuß nach Zürich gewandert — Eisenbahnen gab es damals noch nicht und die Post fuhr wöchentlich nur zweimal um teures Geld — hatten sich die Stadt ein wenig besehen und waren dann zu Fuß wieder heimgekehrt, wo ein paar Verwandte und Freunde sie empfingen und den Abend mit ihnen verbrachten bei gutem, frischem Äpfelmost und Wurst.

Diese Leute — das kann ich jetzt schon verraten, da sie in unserer Erzählung nicht mehr vorkommen werden — kamen immer fester auf einen grünen Zweig zu sitzen; ja, sie gehörten mit der Zeit zu den eigentlich Wohlhabenden der Gemeinde und genossen der Achtung ihrer Mitbürger.

Bei der Hochzeit des Schaggi und des Gretli ging es also höher her, als bei der des Weberhans und seiner Frau. Es mangelte nicht an allerlei Gutthaten: zwei fette Hammen (Schinken), ein ganzer Küchliberg, mehrere Krüge Wein, nicht vom schlechtesten, schmückten den Tisch, um den trinkend und lärmend eine große Gesellschaft saß. Eltern und Geschwister des Schaggi hatten sich zu diesem Akte auch eingestellt. Sie dachten, wenn sie doch den Verdienst des Schaggi von nun an missen müßten, so wollten sie doch noch einmal gut von ihm leben.

Und was das Schönste an der Sache war oder eigentlich das Traurigste, war der Umstand, daß der ganze Spaß die Gastgeber so viel als nichts kostete.

Um das zu erklären, müssen wir etwas weiter ausholen.

Das Gretli glich der Geiß im Stall, der es zu wohl war, und die darum scharrete. Es hätte noch lange nicht nach einem Liebhaber auszuschauen gebraucht; es hätte es gut genug gehabt, d. h. es war wohl ein blutarmes Mädchen, aber es hatte einen Dienstplatz bekommen in einem Herrenhause, um den es von manchem andern Mädchen beneidet wurde. Es war Untermagd in der Villa Zehnder, bei reichen Leuten, die es deswegen bei sich aufgenommen hatten, weil seine Mutter einst Ammendienste in dem Hause verrichtet hatte.

Hier hatte es nebst mäßiger Arbeit zu essen und zu leben und hätte auch etwas zurücklegen

können für künftige Bedürfnisse, wenn es nicht vorgezogen hätte, Putz und Bändel zu kaufen.

Der einzige und zwar kein kleiner Übelstand an Gretlis Dienstplatze war der, daß die Herrschaft viel zu vertrauensselig war und den Dienstboten nicht auf die Finger sah. Da hieß es denn eben: „Gelegenheit macht Diebe". Es ließ sich in dem reichlich bestellten Hauswesen so manches auf die Seite schieben, ohne daß man, wenn man nicht genau aufpaßte, den Mangel bemerkte, und Gretli hätte sich eines zartern Gewissens erfreuen müssen, als es wirklich eines besaß, um der Versuchung nicht zu unterliegen. Und dann — es hatte so ein gutes Herz gegen die Armen! Denen bald ein Stück Rauchfleisch, bald ein Häfeli Schmalz, ein Säcklein Mehl, eine Düte Kaffee, ein paar Pfund Seife zu bringen, erfüllte es mit Stolz und trug ihm manches „Vergelt's Gott!" ein, wobei die guten Leute freilich nicht bedachten, daß der liebe Gott sowohl Stehler als Hehler unmöglich mit Wohlgefallen ansehen konnte. Sowohl Gretli als die von ihm mit Gutthaten Bedachten hatten eben sehr wirre religiöse Begriffe.

So meinte z. B. Gretli einmal, als seine Dienstherrin es beim Naschen ertappte: das sei keine Sünde, denn es heiße ja in der Bibel: „Was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen nicht!" So konnte, nach seiner Meinung, es den Menschen noch weniger verunreinigen, wenn er den Armen Gutes that aus anderer Leute Sack.

„Meine Herrschaft ist ja reich, die spürt's nicht, eine Hamme mehr oder weniger", dachte das Gretli und griff ungeniert zu. Was aber das „nicht spüren" betrifft, so hat schon mancher Dienstbote einen argen Trugschluß gemacht, und wir könnten Herrschaften beim Namen nennen, die, ehemals allerdings reich, durch unredliche Verwalter und langfingerige Dienstboten in sehr bedrängte Umstände gekommen sind.

So weit aber gingen Gretlis Gedanken nicht. Wenn es wußte, daß jemand einen Geldsack habe, so meinte es, derselbe sei unerschöpflich, und es sei eine Schande, daß dessen Besitzer nicht ausstreuen nach rechts und links mit vollen Händen, und wenn es dieser Versäumnis etwas nachhelfe, so sei das eine verdienstliche Sache.

Irrte Gretli nach dieser Seite hin, so giebt es ja gewiß auch viele Reiche, die nach der andern Seite hin irren und meinen, ihr Besitz gehöre ihnen wirklich zu eigen, ohne daß sie über dessen Gebrauch je zur Rechenschaft gezogen werden, und nicht bedenken, daß sie nur Haushalter darüber sind.

Es herrscht eben viel Begriffsverwirrung in hohen und niedern Ständen. Und wenn der rühmlich bekannte Landvogt Landolt, der einst, als zwei Weiber einander greulich schimpften und jede ihn fragte: „Nicht wahr, Herr Landvogt, ich habe recht?" zu ihnen sagte: „Es haben alle beide recht; es ist keine etwas nutz!" so könnte es einmal auch vor dem höchsten Gerichte heißen: „Es haben beide Teile recht in ihren Klagen gegeneinander!"

Doch zu unserm Gretli zurück.

Namentlich eine Familie war von Gretli immer reichlich bedacht worden: die Familie Stiereschwanz, deren ältester Sohn eben der Schaggi war, ein sehr hübscher Bursche, der dem Gretli gewaltig in die Augen stach und dem es zwar nicht seine erste, aber doch eine recht feurige Liebe widmete. Es bekannte später selbst, daß, als es den Schaggi gesehen, es gleich gedacht habe: „Der muß dein Mann werden!" und: „Ich will ihn schon einziehen!"

So hatte es denn ihn und seine Familie dermaßen mit Speckseiten beschossen, mit Kaffee und Schmalz und andern guten Sachen, daß der Schaggi wahrlich ein hartes Herz hätte haben müssen, wenn es all dem widerstanden wäre. Auch war das Gretli, wenn auch ein leichtes, so doch ein hübsches, junges Ding, das schon einem Buben den Kopf verdrehen konnte.

Auch die übrige Familie Stiereschwanz wurde dem Gretli sehr zugeneigt, und ein „Vergelt's Gott!" ums andere wurde ihm zu teil. Es kam ihm daher ganz unerwartet, als der Schaggi sagte, die Eltern wollten es durchaus nicht ins Haus lassen. Es hätte eben bedenken sollen, daß die Familie Stiereschwanz sich ungleich besser befand, solange es in der reichen Villa diente und ihre Mäuler mit guten Bissen stopfte, als wenn es in ihre Familie eintrat und die zu stopfenden Mäuler vermehrte.

Ja nun, sein „Bitti, Schaggi, nimm mi au!" hatte ja doch zuletzt das Herz erweicht, auf das es hauptsächlich ankam, und es saß

nun da, und die andern auch, am wohlbesetzten Hochzeitstische, und es wird nun wohl niemand mehr fragen, woher all die guten Sachen gekommen seien, die darauf standen.

Aber nachher hieß es freilich: „Aus ist das Liedl' und aus ist der Tanz!" Die Schinken aus der Rauchkammer des Herrenhauses flogen nicht mehr in des Stiereschwanzen Küche und auch nicht in den vom alten Haushalt abgetrennten des Schaggi und Gretli. Um so weniger, als Gretli es auf die Hochzeit und auf die Anlegung eines Vorrates für die erste Zeit hin etwas allzubunt getrieben hatte, so daß die Herrschaft endlich etwas gemerkt und die Spur weiter verfolgt hatte. Aus verschiedenen Gründen wurde zwar kein Lärm geschlagen, wohl aber die Köchin, die mit Gretli unter einer Decke gesteckt, fortgeschickt und dem Gretli die Freundschaft gekündet.

Der Krug geht eben zum Brunnen, bis er bricht, und das Wohlleben der Leichtsinnigen und Unredlichen dauert nie lange.

Es ging wirklich gar nicht lang, bis der allerschmälste Hans Küchenmeister wurde in Gretlis Haushalt. Seine Lage hätte sich vielleicht etwas verbessern lassen, wenn Gretli nur lieber gearbeitet hätte. Es hätte das Weben noch erlernen können. Damals war das Seidenweben ein recht schöner Hausverdienst; es wurde noch nicht so in Fabriken betrieben, wie jetzt. Aber genau und sorgfältig mußten die Arbeiter sein, sonst gab es Abzug. Und wenn es etwa galt, Pressierwüpper zu fertigen, so durfte es ihnen nicht zu viel sein, Tag und Nacht am Webstuhl zu sitzen.

Das war aber nicht Gretlis Sache. Es hatte nie viel sogenanntes „Sitzleder" gehabt und war drum lieber an einen Dienstplatz gegangen, wo es kein solches brauchte. Auch das Zuschlagen und Zuschlagen mit dem Weberschifflein war nicht nach seinem Sinn. Es wurde gar bald müde und sagte dann:

„Besser, en leere Darm,
Als en müde Arm."

Als aber der leere Darm sich dann als ein auch gar zu ungemütlicher Geselle erwies, ließ es sich doch zu etwas mehr Arbeitsfleiß herbei; aber eine wirklich tüchtige Weberin wurde nicht aus ihm. Es wurde ihm öfter am Lohn abgezogen, und in Zeiten, wo es mit der Arbeit knapp ging, wurde es immer zuerst entlassen und konnte dann „am leeren Lappen saugen".

Um die Not zu vermehren, gab's natürlich jährlichen Familienzuwachs, und dann kamen noch teure Zeiten.

Es war im Jahre 1854, daß die Erzählerin dieser Geschichte die Ehre hatte, bei einem neugebornen Mädchen Gretlis zu Gevatter zu stehen. Sie wohnte zwar in einem Dorfe, das gute vier Wegstunden von dem Wohnorte Gretlis entfernt war; aber man hatte sie doch gefunden. Und wie war dem Gretli der Weg zu ihr gewiesen worden? Das kam so: Eine gute Freundin der Erzählerin, die an dem Orte, wo Gretli lebte, aufgewachsen war, hatte ihr von ihm erzählt und sie für den armen Tropf zu interessieren gesucht, was ihr auch gelungen war; denn die Detailbeschreibungen von dem Leben, das Gretli führen mußte, waren wirklich beweglicher Art.

Namentlich die Schilderung der Lagerstatt der Familie, die aus lauter Laubsäcken und alten Lumpen bestand, machte Eindruck auf das Herz der Zuhörerin; und da sie just von einer alten Tante unter anderm einige lose Bettstücke geerbt hatte, suchte sie einiges zusammen: eine warme Decke und ein paar Kopfkissen, und übergab dieselben ihrer Freundin mit der Bitte, den Bündel dem Gretli zukommen zu lassen, aber ja ihren Namen nicht zu nennen. Sie wußte nämlich wohl, daß es ein kostspieliges Vergnügen ist, in den Ruf zu kommen, von Gibikon zu sein. Das hat Anno 1881 ein Herr erfahren, der nach dem Ringtheaterbrande in Wien sein Mitleiden mit den Hinterlassenen der Opfer durch eine sehr generöse Gabe bezeugt hat, und der infolgedessen, da sein gutes Herz so offenkundig geworden, von Stund an von Bittstellern aller Art wie von Mückenheeren umschwärmt wurde und, um nicht lebendigen Leibes von ihnen aufgefressen zu werden, landesflüchtig werden und fern von seinem geliebten Wien in der Verbannung leben mußte.

Auch die Erzählerin dieser Geschichte hatte, wenn auch nur im kleinen, schon ihre Erfahrungen gemacht. Zum Beispiel hatte sie einmal einem Manne, der ihr gar rührend vormalte, wie er daheim eine kranke Frau und sieben kleine Kinder habe, ein ansehnliches Stück Geld gegeben. Eine Woche später stand derselbe

Menſch wieder vor ihr, wahrſcheinlich annehmend, ſie erinnere ſich ſeiner nicht mehr. Diesmal redete er von 12 Kindern, die daheim am Hungertuch nagen.

„Das iſt aber einmal ſchnell gegangen“, ſagte die Angebettelte; „letzte Woche waret Ihr auch da, aber da hattet Ihr erſt ſieben.“

„Ich? ich da geweſen? Das muß mein Zwillingsbruder geweſen ſein; wir gleichen uns wie ein Strohhalm dem andern.“

„So? und Eure beiderſeitigen Hoſen ſind wohl auch Zwillingsbrüder! Da ſind ja die gleichen Flicke drauf, die ich vor acht Tagen beobachtet habe, oder habt Ihr etwa nur ein gemeinſchaftliches Paar?“

Der Landſtreicher zog ab und brummelte vor ſich hin: „Was die für Augen hat! Das hätte ich nicht gedacht; die ſieht mich ſo leicht nicht wieder“, welch ſchreckliche Drohung mit großer Seelenruhe entgegengenommen wurde von der, der ſie galt.

Dieſe und ähnliche Erfahrungen hatten die Erzählerin etwas zurückhaltender gemacht im Geben, und wenn ſie gab, gab ſie am liebſten ganz im verborgenen.

Oberſt-Corpskommandant Techtermann.

Ihre Freundin aber, die dem Gretli die bewußten Bettſtücke übermittelte, wollte die Ehre nicht unrechtmäßigerweiſe für ſich behalten und nannte auf Befragen die Geberin, meinend, es ſchade ja nichts.

Und da bekam dieſe denn als Dank gerade die Antwort, die jener Schüler dem Lehrer gegeben, der ihm die Pflicht der Dankbarkeit hatte einſchärfen wollen: „Nun, wie ſagt man, wenn einem jemand etwas Gutes gegeben hat?“ frägt der Lehrer, und: „No meh!“ entgegnet raſch der Schüler.

Und „No meh!“ ſagten auch das Gretli und ſein ganzes dankerfülltes Haus, das jetzt ſo weich gebettet war.

„Das werde ich der guten Frau nie vergeſſen!“ rief der Schaggi mit Thränen in den Augen aus. Und er hielt Wort; denn bei ſeinem nächſten Kinde kam er und nahm ſie zu Gevatter.

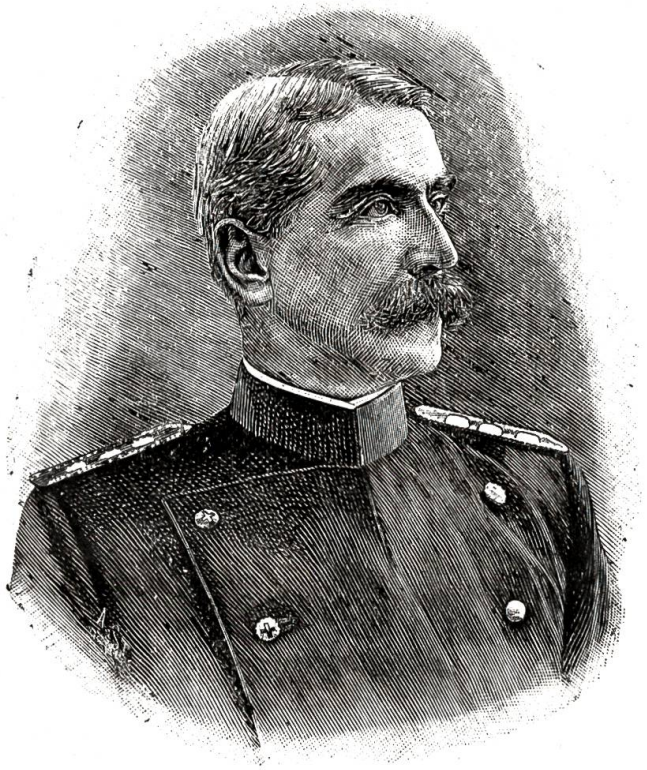
Wir könnten nun nicht ſagen, daß „die gute Frau“ ſich allzuſehr über dieſe neue Errungenſchaft gefreut habe, wohl aber wurde ihr das Patenkind, das „Mädeli“ genannt wurde, mit der Zeit recht lieb, und ſie betete viel für dasſelbe, daß es, obſchon es wahrlich in trübem Waſſer aufwuchs, an Leib und Seele rein erhalten bleibe. Sie ſchickte ihm nebſt der „Helfeten“ auch etwa ein gutes Büchlein; und als es ſpäter konfirmiert wurde, ſchenkte ſie ihm ein Feſtkleid und einen „Evangeliſchen Hausſchatz“. Es war ihr zwar immer etwas bange, die Büchlein und Bücher, die ſie dem Mädeli ſchenkte, werden unbenutzt in einen Winkel geworfen; aber ſie durfte mit der Zeit erfahren, daß das nicht der Fall war. Die begleitenden, höchſt willkommenen und brauchbaren Geſchenke bahnten den guten Büchern den Weg zu Mädelis Herzen, und die Gebete der Gotte verflogen auch nicht im Winde, ſondern kamen vor Gottes Thron.

Kurz, das Mädeli wuchs auf rein und ſchön wie eine Waſſerlilie, die auch im trüben Waſſer weiß bleibt. Es ging, als es erwachſen war, in einen Dienſt. Und es blieb viele Jahre lang am gleichen Platze. Es kam ihm kein Sinn daran, jung zu heiraten; es wußte zu gut, was für ein Leben in ſeinem Elternhauſe geführt wurde, und gelüſtete nicht danach, eine Familie nach dem Muſter Stiereſchwanz in die Welt zu ſetzen.

Große Vorräte konnte es, trotzdem es einen ſchönen Lohn hatte, nicht ſammeln; denn die Eltern und Geſchwiſter waren beſtändig an ihm und brachten es um ſein wohlverdientes Geld-

lein. Und es mußte es auch erleben, daß seine liebste Schwester Kathri, von der es gehofft hatte, sie folge seinem Beispiele nach, trotz seiner Warnungen und Bitten ins Elend hinein heiratete. „Was kann man machen, wenn die Liebe da ist?“ hatte sie ihm entgegnet und ihren Rudi eben genommen, obschon er ein Lump war, der mindestens drei Tage in der Woche Blauen machte.

Es wollte dem Mädeli manchmal fast erleiden, sein Erspartes immer wieder in das bodenlose Familienfaß zu schütten; aber wenn es



Oberst-Divisionär de la Rive.

dann allemal den wirklich schreienden Notstand seiner Mutter und Geschwister bedachte — der Vater war vor Hunger und Kummer vorzeitig gestorben — so konnte es doch nicht anders als immer wieder geben und geben, seinen letzten Heller. Und wenn dann seine Dienstherrin, bei der es blieb, bis sie starb, etwa zu ihm sagte: „Aber, Mädeli, so kommst du ja zu nichts!“ dann sagte es: „Ich lege beim lieben Gott ein Kapital an, mein Sparkassenbüchlein ist in seinen Händen!“ Und ja, es war in guten Händen, und der Zins wurde auch nachgeschrieben.

Mädelis Dienstherrin aber lächelte still vor sich hin; sie sagte aber nichts, wehrte auch dem Mädeli nicht im Ernst, denn auch sie glaubte an die dem fünften Gebot beigegebene Verheißung.

So ging es etwa 12 Jahre lang. Da starb Mädelis Dienstherrin, von demselben treu verpflegt und aufrichtig betrauert.

Was sollte jetzt aus ihm werden? Ans Dienen mochte es nicht mehr denken, denn es war an seinem bisherigen Platz fast wie eine Tochter gehalten worden, und es dachte, es würde sich schwer darein schicken können, an einem andern Platze wieder vorn anzufangen.

Oberst-Divisionär Secretan.

Ja, wenn es jetzt ein wohlgefülltes Sparkassenbüchlein gehabt hätte, dann hätte es schon gewußt, wohin sich wenden. Aber es sagte sich: „Ich habe ja nicht anders handeln können; ich habe die Meinigen nicht verhungern lassen können, während ich selbst genug zu essen und zu leben hatte; ich wäre ja ärger gewesen, als ein Heide. Und wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte, so würde ich es wieder accurat gleich machen.“ So geschweigete es sich.

Mädeli trug zwar schon jahrelang eine stille Liebe im Herzen. Und wenn es vom gleichen leichten Kaliber gewesen wäre, wie seine Schwester Kathri, so hätte es auch vor

Jahren ſchon geſagt: „Was kann man machen, wenn die Liebe da iſt?“ und hätte ſeinen Hansjörg eben genommen, ſchon da er es zum erſtenmal gefragt hatte, und wenn es, wie man ſagt, „allen Mäuſen in den Schwänzen weh gethan hätte“.

Das wäre auch der Fall geweſen, denn Hansjörgs Eltern, die Kleinbauern waren, ſtemmten ſich mit aller Macht dagegen, daß der Sohn eine Frau nehme, die ihm nichts zubringe. Sie hofften immer, da Hansjörg ein ſehr hübſcher, ſtattlicher Burſche war, er könnte eine bekommen, die ihm die auf dem Gütchen haftenden Schulden bezahlen und etwa zu einer guten Milchkuh verhelfen könnte. Mädeli aber wollte nicht gegen ſeiner Eltern Willen in ſein Haus kommen.

Der Hansjörg blieb ihm treu und fragte immer und immer wieder an, beſonders als ſein Vater geſtorben und die Mutter mürber geworden war. Aber da war Mädelis Dienſtherrin kränklich geworden, und es wäre ihr ein Schrecken geweſen, wenn ſie ſich noch an jemand anders hätte gewöhnen müſſen. So erklärte denn das Mädeli, es verlaſſe ſeine Frau nicht, ſolange ſie ſeiner bedürfe. Wenn es Gottes Wille ſei, daß es und der Hansjörg zuſammenkommen, ſo kommen ſie doch noch zuſammen, und zwar zur rechten Zeit; denn Gottes Zeit ſei die allerbeſte Zeit.

Und nun, als ſeine Dienſtherrin geſtorben, war das Mädeli erſt 28 Jahre alt. Und man hätte ihm kaum 22 Jahre gegeben auf ſein Ausſehen hin; denn es blühte wie eine Roſe, da es ein ſo ſolides Leben geführt.

„Wird der Hansjörg wohl wiederkommen und mich fragen?“ denkt es. Aber es beſaß ja nichts, kein Sparbüchli, nur etwas Kleider, keinen Firlefanz, ſondern Röcke von gutem Stoff und einfacher Machenſchaft, dazu einen ſchönen Vorrat Hemden, Strümpfe, Schuhe u. dergl., alles ganz oder doch ordentlich geflickt; das war aber keine genügende Ausſteuer. Und als der Hansjörg wirklich wiederkam, bekannte es ihm alles ehrlich. Der aber — ſeine Mutter war unlängſt geſtorben — wollte ſein Mädeli jetzt haben, und wenn es ſo arm wäre wie eine Kirchenmaus und er ſich ſein Lebtag mit ſeinen Schulden plagen müßte. Und auch das Mädeli dachte, es habe jetzt lange genug gewartet und es dürfe fröhlich auf Gottes Hülfe und Segen rechnen, wenn es jetzt heirate; leichtſinnig ſpringe es nicht in den Eheſtand hinein, ſondern im Vertrauen auf Gott.

Und es durfte erfahren, daß, wer nach den Geboten Gottes lebt und ihm vertraut, auf keinen Sand gebaut hat; denn als das Teſtament ſeiner Dienſtherrin eröffnet wurde, fand es ſich, daß ſie dem Mädeli für ſein treues Ausharren zwar keine goldenen Berge, aber ein nettes Kapital vermacht hatte, das hinreichte, die auf dem Beſitze ſeines Bräutigams laſtende Schuld zu bezahlen und eine gute Milchkuh in den Stall zu ſtellen. Es wurde auch ſogleich dazu benutzt, und nun gab es eine fröhliche Hochzeit.

Und da Mädeli jetzt ein eigenes Heim hatte, nahm es ſeine Mutter zu ſich; das war ſeine Bedingung geweſen, die es dem Hansjörg geſtellt hatte. Nun bekam es das Gretli noch gut auf ſeine alten Tage. Es lebte wieder ganz auf und half dem Mädeli wacker im Haus und draußen und ſpäter beſonders bei der Pflege ſeiner Kinder.

Von der ganzen großen Geſchwiſterſchar Mädelis iſt keines ſo glücklich geworden, wie es, weil es das einzige von allen war, das ſeinen Gelüſten Zaum und Zügel anzulegen verſtand.

Fröhliche Anzeigen.

„Hier werden Raſiermeſſer ſanft ſchneidend geſchärft.“ — „Hier werden Ohrlöcher hinten auf dem Hofe geſtochen.“

„M. Seligmann nebſt Frau, geprüfte Krankenwärter, auch wird geſchröpft.“